

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabbrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 19. Dezember 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Menschen nennen es Liebe!

Novelle von H. K e n ö.

(Fortsetzung.)

„Nun, da muß man endlich wohl einmal Wandel schaffen,“ meinte er öffnend und den angehäuften Vorrath sichtigend. Einige graublau verfängliche Douverts strafte er mit Verachtung, die eingelaufenen Zeitschriften reservierte er zur Siesta. Doch ganz unten lag ja noch etwas, ein Brieflein, ach, von Märchen! Nur wenige Zeilen, kaum leserlich, so kriechelig, halb verwischt von Thränen.

„Dieber Heinz! Großvater ist heute Nacht verschieden, ganz plötzlich. Ich sehne mich unendlich nach Dir.“ Dort in der Ecke noch einige Worte. „Papa ist auch gekommen.“

Heinz starrte vor sich hin, das Blatt unbewußt zerknitternd. Dann sah er nach dem Datum. Schon mehrere Tage alt. Da war ja gestern bereits der alte Mann begraben —

Wild fuhr er sich durch die Haare und stürmte im Zimmer hin und her.

Daß ihm dieses auch passieren mußte! Das waren eben die leidigen Verhältnisse, die Misere, die er noch immer nicht abzuschütteln vermochte. „Das kommt eben allens sozusagen einzig von der Poveretät!“ behauptete Herr Enspetter Bräsig. Und der alte Knabe hatte Recht. Wäre er selbst ein vermöglicher, ja nur kein unfreier Mann gewesen, das Schreckliche wäre ihm heute nicht geschehen. Die arme Kleine, wie mochte sie sich nach ihm gesehnt haben in ihrer Verlassenheit! Hm, hm, die getreuen Nachbarn in der Apotheke würden ihr wohl zur Seite stehen, und richtig, dann war ja auch der Vater eingetroffen, wie sie schrieb. Der fremde Vater, von dem sie so merkwürdig wenig sprach, war nun auch eine Ziffer in der Rechnung, eine große, ausschlaggebende Ziffer —

Natürlich mußte er sofort hin, sich vorstellen, das Herz trieb ihn ja auch dazu. In einer Viertelstunde ging der Vorstadtzug. Sollte er den Anzug wechseln? Der erste Eindruck war ja meistens bestimmend. Doch ihm blieb keine Minute Zeit. — Mit einem selbstgefälligen Blick in den Spiegel, das neue schneidige Eisjacket stand ihm so vorzüglich, daß er selbst mit dem gräßlichen Tageslöwen, dem ersten Chargirten der Guesstphalia, getrost in die Schranken treten konnte.

Auf dem kurzen Wege ersann er eine glaubwürdige Entschuldigung, ein Märchen von kleiner, unaufschiebbarer Reise, Geschäften, dringenden Familienrücksichten u. s. w., und als er in der frühen Dämmerung des Wintertages an der Pforte des kleinen Hauses die Schelle zog, war er vorbereitet, allen Fragen die Stirn zu bieten.

Im Innern schlurfende Schritte. Aha, Minna, seine liebenswürdige Widersacherin, bei der kein Blick, kein Lächeln verfang.

„Manu! Was wollen Sie denn auf einmal jetzt hier!“ plakte diese heraus. „Bei't Begräbniß haben Sie doch so schön durch Abwesenheit jezlängt.“

Wie gewöhnlich ignorirte Heinz ihre Grobheit. „Ich möchte die Herrschaften sprechen,“ meinte er sehr gemessen. „Sind diese anwesend?“

„Herrschaften — ja, wenn Sie Herrn Paul Ferrand junior meinen, der ist da und verkloppt eben die letzten Sammlungen an'men Händler.“

„Und das gnädige Fräulein?“

„Frau Bürgermeister hat das arme Kind ein bißchen rüber in die Apotheke genommen, damit sie es nicht immer anzusehen braucht, wenn ein Stück nach dem anderen zum Trödler wandert. Solch ein Lumpengeld, und der alte Herr und das Märchen haben immer gesagt, alles drinnen sei so selten, manches an die tausend Jahre alt.“

„Bitte melden Sie mich.“

Minna riß die Thür weit auf. „Vorzustellen brauch' ich wohl nicht erst. Die Herrsens werden sich auch so mitsammen abfinden.“ Schadenfroh kichernd verschwand sie.

Belkommen trat Heinz auf die Schwelle. Aus dem Sofa, in welchem er vor einem Humpen dampfenden Grogs gesessen, erhob sich ein breitschulteriger, mit schädiger Eleganz gekleideter Mann, dem einzelne Haarsträhne in das gedunsene Gesicht hingen, und kam etwas unsicheren Ganges auf ihn zu.

Heinz lief es kalt über den Rücken. Er wäre imstande gewesen, eher ein Verbrechen zu begehen, als diese gewürfelte Nase und den brandrothen Gigerl-Schlips zu tragen; trotzdem, eingedenk seiner gesellschaftlichen Gewohnheiten, verbeugte er sich und stellte sich in aller Form vor.

Sein Gegenüber hatte wohl nur den Titel „Privatdozent“ herausgehört. „Aha, wohl der Herr Professor, der sich die Bibliothek ansehen wollte? Hübsch von Ihnen, daß Sie noch so spät herausgekommen sind; hoffentlich werden wir heute mit dem Tagiren fertig, bin mit jedem Gebot zufrieden, wie der Herr Zeiteles dort drinnen es Ihnen sagen kann. Hauptsache: all der alte Krempel kommt fort. Bitte, dort ist das Bücherzimmer,“ mit einer theatralischen Handbewegung, „ich habe das Meinige gethan, Groß-Inquisitor, thun Sie das Ihrige!“

Heinz war sprachlos. „Ich weiß nicht, ob ich recht bin, Herr Ferrand?“

Der große Mann warf sich in die Brust. „Natürlich, Paul Ferrand. Heldendarsteller, erster Charakterspieler, früheres Mitglied verschiedener großer Hofbühnen! Haben wohl meinen Namen gehört?“

„Augenblicklich erinnere ich mich wirklich nicht.“

„Nicht? Ja, diese undankbare Menge, die Nachwelt flücht dem Mimen keine Kränze. Und wie hat das Publikum mir zugejauchzt in Berlin, Hamburg, Brüssel. Mit den Lorbeerkränzen konnte man heizen. War ein vertuschelt hübscher Kerl; die Weiber alle wie rasend.“

Er kniff ein Auge halb zu und lachte cynisch. Doch bald schien er zu merken, daß er bei dem gänzlich verstümmten Gast keinen Anklang fand.

„Bei den gelehrten Herren geht wohl das Geschäft vor dem Vergnügen,“ meinte er, nach dem Grogglas schielend. „Lange soll die ganze Thase nicht dauern. Am liebsten ginge ich schon morgen wieder fort. In dem Nest ist es ja scheußlich langweilig, rein zum Auswachsen!“

Heinz hatte übergenug und sann auf schleunigen Rückzug. Der Mann, offenbar Klärchens Vater, war ja betrunken, unsicher stolperte er über eine römische, eiserne Lampe, die er fluchend mit dem Fuß bei Seite stieß.

„Überall steht einem noch etwas im Wege,“ entschuldigte er sich. „Schade um das viele Geld, das mein Alter in den Aram da hineingesteckt haben mag; hatte eben einen kleinen Strich, wie man so zu sagen pflegt. Auch mein Fräulein Tochter geberdet sich wie toll bei jedem Stück, an welches sich Erinnerungen knüpfen. Doch das hilft nun einmal nichts.“ Befriedigt sagte er nach der Brusttasche, in welcher sich die Kaufsumme befand. „Bin nun einmal der gefehlliche Erbe und kann machen, was ich will. Nun möchten wir aber wohl nachsehen, was sich aus den alten Schwarten drinnen irgend noch heraus schlagen läßt. Bin zu jeder Konzession bereit, gewähre sogar Rabatt. Ha! Ha! Nur endlich damit ausgeräumt. Es treibt von hinnen mich ein widrig Geschick!“

Heinz hielt es unter seiner Würde, ihn aufzuklären.

„Ich werde mich jetzt empfehlen; viel zu lange weilte ich bereits hier,“ sagte er, sich zum Gehen anschickend.

„Ja, daß Sie vor dem da Heißaus nehmen würden, das wußte ich längst,“ brummte Minna, die wieder hereingeschlüpfen war. „Das ist nun das Ende von allem Schmachten und —“

Das Wort erstarb ihr auf der Zunge. Im Rahmen der Bibliothekthür stand Klärchen, weiß wie die Kalkwand, die Augen in verzehrender Seelenangst auf Heinz gerichtet.

Jetzt hatte er sie erblickt! Würde er ihr nicht die Arme öffnen, sie Schutz finden lassen an seinem Herzen?

Großer Gott, er vermied ihren Blick, er ging!

„Heinz! Nimm mich mit!“ schrie sie verzweifelt auf. Doch er hörte wohl nicht mehr den bangen Ruf. Hart fiel die Thür hinter ihm ins Schloß.

VI.

„Gottlob! Die Luft ist nun wieder rein! Man kann ordentlich freier athmen, wenn man den Menschen nebenan nicht mehr sein Wesen treiben weiß,“ dachte Frau Bürgermeister, die hungernden Spazier auf ihrem Fenster Sims fütternd.

Wie kalt es heute wieder war. Eifig piff der Wind von Nord-Ost her und trieb ihr kleine zu Eis kristallisirte Schneeflocken ins Gesicht.

„Ein Hundewetter, so recht zu Erkältungen geeignet. Man merkt es unten an den Rezepten. Da ist es am besten im warmen Zimmer, wenn es aus der Ofenröhre nach Bratäpfeln und heißem Theepunsch duftet,“ hatte an solchen Tagen stets ihr seliger Vater händereibend gemeint. Seufzend schloß sie das Fenster und trat ins Zimmer zurück.

Das war noch das alte Heim, die gemüthliche Umgebung früherer Tage, doch die beiden Menschen darin wurden durch Bratäpfel und Theepunsch nicht mehr behaglich gestimmt, denen drohte die Gemüthsruhe, die harmlose Daseinsfreude schier abhanden zu kommen.

Ob es nun nicht bald besser werden, der junge Hausherr sich auf sich selbst besinnen würde? Ach, sie sah ihn jetzt so selten; kopfüber stürzte er sich in die Arbeit, und seit Tagen half er drüben die arg verwahrloste Bibliothek dem freundlichen Professor ordnen und registriren. Nur um in ihrer Nähe weilen zu können, wie die Tante es besser wußte.

„Nun, aus dem Chaos entwickeln sich ja immer neue Schätze, Perlen, die jetzt erst recht zur Geltung kommen werden,“ rief in demselben Augenblick nebenan Schneider von seiner Bücherleiter herab den beiden Mitarbeitern zu. „Die alma mater hat ein gutes Geschäft mit dem Anlauf gemacht, und wenn das kleine Fräulein mich nächstens in meiner Bücherei besucht, so werden dort, von den Regalen herab die alten Bekannten, von denen der Abschied ihr jetzt so schwer fällt, sie freundlich grüßen.“

„Ich werde kaum kommen können,“ meinte Klärchen, ihrer Thränen nur mühsam Herr werdend.

„Aber warum denn nicht?“

„Ich war so selten drüben in der Großstadt; nur einigemal mit Minna bei dem Arzt, als sie böse Augen hatte. Niemals werde ich mich in dem Gewirr von Straßen unter den vielen fremden Menschen zurechtfinden können!“

„Nun, dann begleitet Sie der Herr Apotheker. Wir drei gute Kameraden werden uns doch nicht sofort wieder aus den Augen verlieren. Und dann ist meine Frau auch durch mich ordentlich neugierig gemacht auf den kleinen, weiblichen Professor, der so wacker mir bei der schwierigen Arbeit geholfen hat.“

Klärchen lächelte trübe. Ach, sie hatte garnicht gewußt, wie die alten Jolianten ihr ans Herz gewachsen waren. Als habe man ihr den Boden unter den Füßen fortgezogen, als müsse sie nun ewig ins Leere fallen, war ihr zu Muth.

„Nur nicht den Kopf hängen lassen, keine Thränen!“ tröstete Schneider gutmüthig. „Im holden Lenze wechseln noch Regen und Sonnenschein. Und solche schwermüthige Augen soll eigentlich ein schönes, junges Kind garnicht haben. Na, na, immer ruhig, Herr Apotheker, nicht aufbegehren! Ein alter Ehemann darf sich einen kleinen Scherz wohl mal erlauben. Nach zehn Jahren sagen Sie meiner Greta vielleicht dasselbe, falls diese auch so hübsch wird.“

Den Tag darauf zog Minna in der leeren Bücherei gegen Staub und Spinnweben wacker zu Felde, und hing an das Fenster einen großen, weißen Bettel, auf welchem sie mit Niesenbuchstaben „große Wohnung zu vermietthen“ gemalt hatte.

„Das hat mich zum Abschied noch der gute Professor Schneider gerathen,“ murmelte sie dabei. „Für uns beide allein ist es ja zu groß und graulich in dem Hause, und dann soll das Kind ja auch nicht wissen, wo alles, wo wir jetzt brauchen, herkommt. Ob sie überhaupt etwas noch ahnt oder merkt —“

Müde ließ die alte Frau die Hand mit der Rehrbürste sinken. Täglich veränderte Klärchen sich mehr; stumm und blaß wie ein Schatten huschte sie im Hause umher, und wenn man sie etwas fragte, hatte sie einen so sonderbaren Blick, gerade als ob man sie aus einer anderen Welt wieder auf die Erde zurückriefe.

Minna putzte mechanisch an den blinden Fensterscheiben, aber ihre Gedanken weilten wo anders. „Sie wird wieder auf den Kirchhof gegangen sein,“ dachte sie. „Bei diesem Wetter, Welch eine Thorheit! Ein Schneetreiben, daß sich Gott erbarme, und es dunkelt schon! Da muß ich nach und suchen.“

Am zierlich gedeckten Tisch schenkte Frau Bürgermeister gerade den Thee ein, als hastige Schritte die Treppe heraufgepoltert kamen. Man horchte; doch da wurde schon die Thür stürmisch aufgerissen und Minna, schreckensbleich, athemlos, stand auf der Schwelle.

„Ich kann sie nirgends finden, das Klärchen,“ rief sie, Todesangst in der Stimme, „überall habe ich gesucht, im Garten, auf dem Kirchhof, doch Weg und Steg sind ja verschneit, ich muß Hilfe haben.“ In Schluchzen erstarben ihr die letzten Worte.

Vor Schrecken entfiel der Frau Bürgermeister die Serviette, gerade in die volle Theetasse hinein, die nun umschlug und ihren Inhalt über den Tisch ergoß.

Das war ja wieder eine Hiobspost! Was würde Hermann nur sagen, nur thun? Doch, — der war ja garnicht mehr da, fort, hinausgestürmt — in das grausige Unwetter. Ja, er stürmte hinaus, immer vorwärts, an verschneiten Gärten, an kahlen Hecken, an wüsten Aekern vorüber, nur von dem einen Gedanken befeelt: Du allein mußt sie finden, denn Du allein auf Erden liebst sie. Weit hatte er sie alle hinter sich gelassen, Minna, seine Leute aus der Apotheke, die die Tante ihm wohl nachgeschickt haben mochte.

Zimmer weiter, trotz Finsterniß und Sturm, der ihm den Athem versagte, ihn nur mühsam, Schritt für Schritt vorwärts kommen ließ.

Was war das? Ein breiter Graben, dahinter blaues Feld, eine unendliche Schneewüste! Ach, im blinden Eifer hatte er die Richtung verfehlt; hier war nimmermehr der Weg nach dem Gottesacker.

Nun galt es, sie wieder einzubringen, die verlorene Zeit. Doch wie sich zurechtfinden in diesem Chaos von Nacht und Schneeflocken?

Horch — Musik, lärmendes Gläserklingen! Erleuchtete Fenster schimmern durch das Dunkel.

Athemlos, keuchend wandte er sich dem Lichtschein zu, der ihm den richtigen Weg wies. Das war ja die bekannte Studentenkneipe, in der wohl irgend eine Landsmannschaft der nahen Universitätsstadt gerade kommersierte.

Dort vorüber, dann zweigte sich von der breiten Chaussee der Weg nach dem Friedhof ab. Nun irrte er nicht mehr. Rothgoldene flimmerte es ihm vor den Augen; die Füße stolperten fast bei jedem Schritt; doch der Gedanke, Du mußt, Du wirst sie finden, gab seiner Seele Flügel.

„Amate, so Ihr jung noch seid.
Cantate, so Ihr traget Leid.
Ob alt, ob jung, ob Freud, ob Weh,
Vor allem aber bibite!“

erscholl es schmetternd aus vielen frischen Jünglingskehlen.

Der einsame, mit den Elementen verzweiflungsvoll kämpfende Mann preßte beide Hände an die Ohren. Wie sie ihm wehthat auf seinem Gange, diese stürmische Fröhlichkeit! Und wenn er sie nun allein nicht fand? Ha, dort hinten kamen sie mit Fackeln. Man rief ihm zu, er möge warten. Nimmermehr! Jede Minute Aufschub konnte ihr den Tod bringen.

Jetzt die Kirchhofsmauer. Seine tastenden Finger hatten deutlich feuchtes Mauerwerk gefühlt, und hier die Pforte, der Sturm bewegte sie kreischend in den rostigen Angeln. Und hier im weißen Schnee eine Erhöhung, etwas Festes, sein Fuß hatte daran gestoßen.

Er warf sich auf die Kniee, mit halberstarrten Händen wühlte er den Schnee fort. Kleider, menschliche Glieder glaubte er zu fühlen. Jetzt ein Arm, eine schmale Kinderhand, so kalt und hart wie Marmor, Marmor auch die Wange, an welche sich die feuchten Backen schmiegt.

Er rieb die erstarrten Glieder, wärmte die eisigen Finger in den seinigen, legte den Kopf, das Ohr, an ihre Brust. Ha! Ein schwacher Herzschlag! Oder waren es seine eigenen Pulse, die so wild, so rasend pochten?

Er sprang auf, taumelnd hielt er sich kaum auf den Füßen. Und wie schwer, wie zentnerschwer der sonst so kinderleichte Körper war in seiner Starrheit!

Man kam, man rief; Windlichter warfen ihren Schein über Schnee und Eis. Man umringte ihn; fremde, neugierige Menschen drängten sich heran, aber auch bekannte, theilnehmende Gesichter glaubte er undeutlich zu erkennen. Man faßte nach seiner kalten, theuern Last.

„Lassen Sie mich ihr man tragen, Herr Apotheker, Sie sind so wie so nicht der Stärkste auf der Brust,“ sagte sein eigener stämmiger Hausknecht, sich allen vorandrängend.

Finsterniß, ohne ein Wort, schob er den Mann zur Seite. Würde sie noch einmal zum Leben erwachen, so konnte sie es nur in seinen Armen, an seinem Herzen, dessen heißer Schlag die Nacht befehlen mußte, sie vom Tode zu erwecken.

Ein kleiner, trauriger Zug. Stumm schaufelten die Leute vor ihm den Weg; man hastete, man eilte vorwärts, vorüber an der Kneipe mit ihrem wüsten Lärm.

„Vor allem aber bibite — bi—bi—te,“ brüllte es im Chorus.

Der Mann aber, der in Nacht und Graus sein todtes Lieb nach Hause trug, hörte kaum etwas davon.

VII.

Frau Professor Carus hatte großes Sonnabendaufräumen. Magnificenz pflegte dann schleunigst das Feld zu räumen, um mit Herta, dem verständigsten aller seiner Jungen, wie er scherzte, einen längeren Vormittagsspaziergang zu machen.

Nach den Schneestürmen der letzten Tage war plötzlich Tauwetter eingetreten; hin und wieder lugte die bleiche Winter Sonne durch das Gewölk. Man wagte sich wieder hinaus, und auf den breiten, die Stadt theilweise umgebenden Dämmen traf wie gewöhnlich manch neugieriger Blick den schlanken, grauhaarigen Herrn und seine schöne Gefährtin.

Heute verfolgte der Professor einen Doppelzweck. Seit einiger Zeit erschien ihm seine Aelteste auffallend still, so merkwürdig in sich gelehrt. Sollte dieses veränderte Wesen vielleicht gar mit den auftauchenden Gerüchten einer Glanzpartie, Geldheirat u. s. w. des Dr. Ortwin im Einklang stehen?

Der Professor konnte aus der Haut fahren bei dem Gedanken, seine schöne, bedeutende Tochter trauere diesem Menschen, den man in akademischen Kreisen gar nicht ernsthaft nahm, diesem Glücksjäger und Herzenbrecher von Profession nach.

Sein rascher Blick streifte sie von der Seite. Die Mama hatte recht, selbst in der frischen Winterluft sah sie blaß und nachdenkend aus.

„Nun, ist die Tanzkarte zum heutigen Abend noch nicht voll besetzt? Ueberlegt man noch immer, wem man den Kotillon aufheben soll?“ fragte er plötzlich.

Herta blieb stehen und ihre blauen Augen funkelten zornig, daß sie wirklich wie scharfgeschliffener Stahl erschienen.

„Auch Du, Papa, scheint zu glauben,“ rief sie heftig, „daß wir nur zum Tanzen, Tändeln und Schönanssehen auf der Welt sind. Mit Walter, unserem schneidigen Primaner, sprichst Du nie von seiner Tanzstunde.“

„Aber Kind, das ist doch auch ein Junge, der im Leben einmal ernste Ziele verfolgen muß.“

„Und ich, ich bin zu nichts auf der Welt,“ rief sie bitter. „Staubwischen, den Theetisch zierlich decken, seine Stickerien machen kann jeder höhere Backfisch. Schrecklich, eine Null, ein unbrauchbarer Luxusgegenstand zu sein!“

„Aber Kind, Herta,“ meinte er, sich scheu umsehend. „Wit kommst Du nur zu diesem Ausbruch, das ist ja krankhaft, gar nicht natürlich. Du bist die Zierde unseres Hauses, sein Schmuß, unsere schöne Tochter, auf die wir stolz sind.“

„Auch Du, Papa,“ fuhr sie auf. „Wie ich es hasse, dieses Wort. Schön! Damit glaubt man mich abzuspewen. Warum sagt man nicht die Kluge, die gute, die tüchtige Herta, warum immer nur die schöne?“

Der Professor schien plötzlich die Scheu vor öffentlichen Auftritten verloren zu haben. Leise zog er die Tochter an sich und küßte sie auf die Haare, weder von Schleier noch Pannhirsur bedeckte Stirn.

„Mein wackeres, mein braves Mädel,“ flüsterte er dabei. „Am Deinen Weg ist mir nicht bange, und wenn ich einmal nicht mehr bei Euch sein sollte, wirst Du der Mama und den Kindern ein Halt sein, das weiß ich.“

„Vater!“ Schreckensbleich hielt sie seine Hand umklammert. „Immer ruhig, Kind, Hertha! Habe ich Dich vielleicht vorzeitig gelobt? Ueber Leben und Sterben spricht man doch. Längst habe ich die Mittagshöhe erreicht und mein altes Herzübel macht mir wieder zu schaffen. Doch davon brauchst Du Mama nichts zu verrathen. Gute Kameraden haben oft ein Geheimniß miteinander.“

„Ein trauriges, schreckliches Geheimniß,“ dachte Hertha, aber muthig schlug sie die Augen zu ihm auf. „Ich verspreche Dir alles, was Dich beruhigen kann, Vater,“ sagte sie einfach.

„Anderes habe ich nicht von Dir erwartet, Du bist schon der verständigste aller meiner Jungen,“ versuchte er zu scherzen; doch ihm war selbst dabei nicht wohl zu Muth, und schweigend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, legten sie den Rest des Weges zurück.

Zu Hause empfing sie die Mama in heller Aufregung. Dr. Ortwin sei eben dagewesen, er habe sich wohl bei Hertha den Notillon sichern wollen, und nun würde er diesen jedenfalls abends mit Nenny Wildner tanzen. Vielleicht würde aus diesen beiden nun noch ein Paar; man munkelte bereits allerlei.

„Daß die Mütter doch überall gleich den Verlobungs-Bazillus wittern müssen,“ brummte der Rektor, während Hertha auf ihr Stübchen flüchtete, in welchem die sorgende Mutterhand auf Sofa, Bett, Stühlen den abendlichen Ballstaat bereits liebevoll aus gebreitet hatte.

Wie weh ihr der Anblick that; sie schloß die Augen und wandte sich ab. Wie eitel Hohn erschienen ihr diese Rosenwolken, die silber schimmerns Wasserlilienpracht!

Schrecklich, mit diesem nagenden Schmerz, diesem Angstgefühl im Herzen, in Gesellschaft gehen, jeden Abend tanzen, schön sein zu müssen! Müssen! Mußte sie das wirklich? Brauchte sie sich dazu zwingen zu lassen? Nein! Tausendmal nein!

Sie hob den gesenkten, blonden Kopf; ein ernster, entschlossener Zug lag auf ihrem schönen Gesicht.

Lange war ihr das tändelnde Schmetterlingsleben zuwider, nach der heutigen Unterredung zur Unmöglichkeit geworden. Mit einem Schlage wollte, mußte sie die Fesseln abstreifen, frei und zielbewußt ihren Weg verfolgen, ihr Talent ausreisen lassen Talent! War diese Lust zu fabuliren wirklich ein Talent, ein echter Gottesfunken, ihr und den Ihren dereinst zu Heil und Segen reichend?

Sinnend lehnte sie die Stirn an die Fensterscheiben. Wer ihr das sagen, ihr helfen, rathen könnte. Ha — ein rettender Gedanke! Schneider, ihr Freund, mußte nun auch in dieser großen Lebensfrage ihr Vertrauter werden; ihm wollte sie die Entscheidung überlassen. Selbst litterarisch thätig, mit Zeitschriften und Buchhändlern in Verbindung stehend, würde er sicherlich auch für sie Mittel und Wege zu finden wissen.

Aber gleich mußte etwas geschehen, sofort. Der Boden brannte ihr unter den Füßen.

Nachlos schob sie Bänder, Blumen, Spizen zur Seite, warf alles durcheinander, um zu ihrem kleinen Schreibtisch zu gelangen in dessen Geheimfach schon manches Manuscript auf den Aufstehungsruf durch die Druckerschwärze harrie.

Mit zitternden Händen packte sie alles zusammen. Heute war ein Strich durch ihr bisheriges Leben gemacht, ein neues, ernstes arbeitgeweihtes sollte beginnen. Sie kannte die Kämpfe, die ihrer in der neuen Arena warteten, aber sie besaß auch den Muth, ihnen die Stirn zu bieten.

Einen harten Strauß würde es noch mit der Mama geben, den fürchtete sie am meisten. Wie alle Mütter sah sie das Glück

der geliebten Tochter nur in einer guten Heirat; und wie sollte sich diese finden, wenn man sich aus der Gesellschaft zurückzog, um seine Zeit, wie ein Mann, am Schreibtisch zu verbringen. Langsam rollten große Thränen über Herthas blasse Wangen, aber sie kannte kein Zaudern mehr. Der Versuch mußte gemacht werden, blieb er erfolglos, so mußte sie auf etwas anderes finnen. Der Frau von heute waren alle Gebiete geöffnet. Es lag nur an ihr, sich dort zurechtzufinden, einen geachteten Platz zu erobern.

Klopfenden Herzens, die Hand auf der Klink, wartete sie, bis die Mutter ihre letzten Befehle in der Küche gegeben hatte, dann trat sie, hochaufgerichtet, über die Schwelle. Möchte der Würfel fallen wie er wolle, von heute ab brach sie mit der Vergangenheit, gehörte der arbeitenden, erwerbenden Klasse an. —

Auguste, die eben die volle Suppenterrine ins Eßzimmer trug, berichtete dort, Fräulein Hertha sei eben an ihr vorüber in die Stadt gegangen.

„Gewiß hat sie sich noch eine Kleinigkeit für den Abend zu besorgen, die Tage sind ja jetzt so kurz, jede helle Minute muß man ausnutzen,“ beruhigte die Professorin den erstaunt aufblickenden Gatten. —

Auf Herthas wiederholtes Läuten öffnete Schneider endlich selbst.

„Welcher Glanz erhellt unsere niedere Hütte!“ meinte er gutgelaunt. „Meine Alte und die Kinder —“

„Sind mir heute Nebensache,“ flüsterte sie, ihm ihr Päckchen aufdrängend. „Zu Ihnen allein nehme ich meine Zuflucht, unterwerfe mich Ihrem Richterspruch. Ach, lesen Sie es noch heute, gleich, und sagen Sie mir, ob ich dereinst in diesem Zeichen siegen werde!“

„Also wirklich und wahrhaftig ein Tintenfisch,“ meinte er gedehnt. „Schade, habe aber so etwas immer gefürchtet. Doch, kalkulire, wir lassen die wohlthätige, blaustrümpfige Junst noch ein Zährchen zehn oder zwölf warten. Wie?“

„Bitte, nicht diesen Scherz. Mir ist es Ernst, heiliger Ernst, und ich möchte nicht gern bereuen, mit meinem Anliegen mich gerade an Sie gewandt zu haben.“

„Behüte! Ihr Vertrauen ehrt mich, wie durch ein Abelsdiplom ausgezeichnet komme ich mir vor. Doch gerade, weil Sie mir so hoch stehen, ich Ihnen das Schönste, Allerbeste vom Leben wünsche, möchte ich Sie zurückhalten von diesem dornenvollen Beruf, Sie bewahrt wissen vor tausend Enttäuschungen, Ihnen manche bittere Kränkung ersparen. Talent, Ruhm, wie schön das klingt! Doch wissen Sie, was einer unserer Großen davon sagt:

„Was er giebt so wenig,
Und was er nimmt so viel!“
(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Meine neue Köchin.

Skizze von Titus Maling.

Wenn ich mich nicht in einer so schrecklichen Verlegenheit befunden hätte, so würde ich kaum je den Muth gehabt haben, Serena Snußstrup in meinen Dienst zu nehmen. Genau sechs Monate waren verfloßen, seitdem mein Mann mich in unser neues Heim geführt hatte. Es lag etwa vier Meilen von der Hauptstadt entfernt und war ein kleines entzückendes Haus mit einem schönem Garten, wo wir so glücklich lebten, wie Adam und Eva im Paradiese.

Die Pflege des Gartens sowie sämmtlicher Hausthiere war einem Knechte übertragen. Mit den äußeren Angelegenheiten ging alles vortrefflich; dagegen ließ die innere Ordnung vieles zu wünschen übrig. Es war uns nämlich unmöglich, die Diensthöfen lange zu behalten; sie fanden das Landleben langweilig und konnten

sich nicht in die Einsamkeit finden. Bald gaben sie vor, daß ihr Vater, bald ihre Mutter krank geworden sei. Man konnte fast glauben, es wüthe eine Epidemie, die sich auf die Angehörigen des Gesindes beschränkte, so oft wurden die dienenden Geister abgerufen, um ihre Verwandten zu pflegen.

Endlich hatte ich eine Perle gefunden, und mein Mann benützte gleich diese günstige Gelegenheit, um Kapitän Johannsen nebst Frau Gemalin zu einem Diner einzuladen. Was es in der weiten Welt Menschen, deren Kritik ich fürchtete, so waren es diese.

Frau Johannsen, oder Frau Grazie, wie sie gewöhnlich genannt wurde, war die Kousine meines Mannes und der Stolz der Familie. Ihre Bildung, ihre Schönheit und vor allem ihre außerordentliche Befähigung, ein Haus zu repräsentiren, alles dies wurde mir früh und spät von sämtlichen Gliedern der Familie meines Mannes vor Augen geführt und seine Schwestern äußerten sogar, es sei im Grunde schade, daß sich nicht Julius und Grazie geheiratet hätten.

Man kann sich daher leicht meine Verzweiflung darüber vorstellen, daß meine Perle, die Köchin, gerade an dem hochwichtigen Tage, da Grazie zum ersten male unser Heim durch ihren Besuch beehren sollte, verschwunden war.

Julius trocknete meine Thränen und fuhr spornstreichs nach der Stadt, um mir durch ein Miethsbureau eine neue Köchin zu verschaffen.

Mit dem nächsten Zuge kam Serena an. Sie hatte helles Haar und einen sehr zarten Teint; ihr Aeußeres zeigte eine auffallende Mischung von Eleganz und Nachlässigkeit. Aber es war schon bald Mittag, und um fünf Uhr wollte Julius die Gäste bringen. Folglich war ich gezwungen, Serena zu behalten, denn in der edlen Kochkunst war ich so unwissend, daß ich ebenso leicht den Bau eines Hauses, wie die Zurichtung eines Diners hätte übernehmen können.

Unser Faktotum Peter hatte Serena zu mir in die Stube geführt und gleichzeitig einen großen Korb voll von allerlei Delikatessen mitgebracht, die zur schmackhaften Küche gehören, wie Champignons, Trüffel, den sich immer mehr einbürgernden Liebig's Fleisch-Extrakt und Olivenöl.

Ich fragte Serena, ob sie imstande sei, alles gut zuzubereiten und die Zuthaten geeignet zu verwenden.

„Berehrte Frau!“ erwiderte sie mit einer tragischen Betonung in der Stimme, „zweifeln Sie nicht an meiner Kunst; Sie können ganz beruhigt sein.“

Die hohe magere Gestalt der Köchin überragte mich um ein gutes Stück. Ich wagte nicht, ihr näher auf den Zahn zu fühlen und ergab mich demüthig in mein Schicksal. Ich beeilte mich nun, aus meinen Schränken alles hervorzuholen, was zum Serviren nöthig war; aber während dieser Vorbereitungen lastete der Gedanke an die neue Köchin wie ein Alp auf meiner Brust. Ihre Grabesstimme und ihre seltsame Weise, sich auszudrücken, klang mir fortwährend in die Ohren und brachte mich schließlich auf die Idee, daß sie verrückt sei.

Ich schlich leise die Treppe hinunter und lugte durch die Scheibe der Küchentür.

Serena saß auf dem Küchentisch, sie hatte eine Schüssel mit Wasser auf dem Schooß, neben ihr stand ein Korb mit Kartoffeln, und vor ihr eine Kasserolle, in die sie die geschälten Kartoffeln hineinlegte. Auf der Kasserolle lag ein aufgeschlagenes Buch.

Sie las halblaut:

„Die blutige That mußte gesühnt werden, und mit Schauern erkannte Aurelia, daß die Stunde gekommen sei, da die Gerechtigkeit ihr Opfer forderte . . .“ — Verdammtes Messer! Das ist nun das vierte mal, daß ich mich in den Finger schneide . . . sie ermannte sich und . . .“

„Serena!“ rief ich.

„Wer ist da?“ schrie sie und ließ vor Schreck die Kartoffeln fallen, sie verschüttete das Wasser und schwang unter drohender Miene den Korb. „Verzeihen Sie, verehrteste Frau, ich hatte einen Augenblick mich selbst vergessen, aber nun soll alles pünktlich besorgt werden. Sie sehen, daß ich gerade im Begriff bin, die Kartoffeln zu schälen.“

„Aber wir sind ja nur fünf Personen,“ sagte ich ein wenig erregt, „und Sie haben schon Kartoffeln geschält für zwanzig.“

„Geschälte Kartoffeln halten sich gut.“

„Aber wenn man sie nicht braucht und außerdem so vieles andere zu thun hat, so halten sie sich am besten ungeschält.“

„Ihr Wille ist mir Gesetz!“

Mit diesen Worten zog Serena drei Rücken aus der Tiefe des Korbes hervor, brühte sie in kochendem Wasser mit der Miene eines Tyrannen, der einen Märtyrer auf den Scheiterhaufen bringt, und wachte sie mit funkelnden Blicken und fester, sicherer Hand fertig für die Bratpfanne.

Serena verstand unzweifelhaft ihren Beruf, und ich verließ die Küche mit der Ueberzeugung, daß das Diner mir Ehre machen würde. Und damit ging ich in mein Zimmer, traf alle nöthigen Vorbereitungen für meine Toilette, legte die letzte Hand an die Arbeit im Speisezimmer und trat, nachdem dies alles besorgt war, wieder in die Küche.

Die Uhr war drei. Schrecklich! Serena saß wieder lesend auf dem Tische, während die Kage sich an dem Rahm gütlich that, den ich für die Erdbeeren so sorgfältig hergerichtet hatte. Das Feuer war ausgegangen; die Thür des Bratofens stand offen, und der Hoshund hatte ganz ungenirt eins der Rücken annekirt. Auf Tischen und Stühlen stand eine Menge Speisen in verschiedenen Stadien der Zubereitung, und inmitten all' dieser Verwirrung saß Serena.

„Alles war bereit,“ hörte ich sie halblaut lesen, „aus dem finstern Kerker trat der Unglückliche hervor, der zum letzten mal das Licht der Sonne schauen sollte. Und in dieser furchtbaren Stunde der Angst — wo war da Aurelia? Vergebens ließ der Gefangene seinen Blick über die Anwesenden hinschweifen; die geliebten Züge sah er nicht.“

„Serena!“

„Sollte er sterben, ohne Aurelia zu sehen? . . .“

„Serena!“

Diesmal hörte sie mich. Sie sprang auf und warf die Kage, den Rahm, das Buch und den Tisch über den Haufen.

„Berehrteste Frau! O, was sehe ich! Fort mit Dir, Kage!“

Mein Verdruß war groß genug, mich ernst zu halten. Ich schalt, und wider Erwarten ging Serena in sich und ordnete alles mit einer bewundernswerthen Geschwindigkeit. Das Feuer brannte wieder lustig, und die verschiedenen Gemüse und die übrigen Gerichte wurden aufgesetzt, jedes auf seinen richtigen Platz.

„Das Federvieh promenirt auf dem Hofe, verehrteste Frau; mit eigener Hand will ich die unschuldigen Thiere tödnen, — pünktlich um sechs Uhr wird das Essen fertig sein.“

Aber ich wagte nicht, wieder fortzugehen und sie allein zurückzulassen. So lange ich in ihrer Nähe war, arbeitete sie mit Fleiß und Geschick; doch auf welche Abwege könnte der unglückliche Roman sie bringen, wenn ich sie verließ!

Endlich war alles so weit fertig, daß ein mißlungenes Resultat unmöglich schien, und ich eilte nun hinein, um Toilette zu machen. Die Uhr schlug Fünf; mein Mann und die Gäste mußten mit dem Zuge schon unterwegs sein. Nervös und erregt, wie ich war, glich ich nur wenig der würdigen Hausfrau, die ich in Grazie's Augen so gerne sein wollte.

Der Wagen hielt vor der Thür. Eine hohe, schlankte Dame stieg heraus und grüßte mich mit einer Herablassung, die meine schlimmsten Ahnungen rechtfertigte. Ich führte sie in unser Empfangszimmer. Während sie sich mit ihren ruhigen, blauen

Augen umsaß, kam es mir vor, als nähme sich mein kleines häusliches Arrangement, auf das ich sonst so stolz war, so schrecklich einfach und geschmacklos aus. Meine Gardinen und Teppiche schienen mir überaus bescheiden und dürftig, und ich selber sah unbedeutend aus neben der stattlichen Dame, die viel älter war als ich und mich wahrscheinlich als ein unerfahrenes Mädchen ansah.

Der Gedanke an Serena ließ mich inzwischen alle Qualen der Hölle durchmachen, während ich bestrebt war, mich unseren Gästen gegenüber liebenswürdig zu zeigen.

Ich suchte durch Zeichen und Geberden meinem Manne begreiflich zu machen, daß er mir Gelegenheit verschaffen sollte, in die Küche hinauszuschlüpfen, aber er verstand mich nicht.

„Bist Du krank, Emma?“

„Nein.“

„Warum schneidest Du denn solche Gesichter?“

O, diese Männer!

„Deine Cousine hat vielleicht Lust, unsern Garten zu sehen,“ fing ich wieder nach einer Pause an.

„Ich bitte Dich, liebe Emma, genire Dich ja nicht, falls Du noch etwas zu besorgen hast,“ bemerkte Grazie ruhig.

Ich murmelte etwas von der neuen Köchin.

„O, ich kenne die Widerwärtigkeiten der jungen Hausmütter aus Erfahrung. Ich will in der Zwischenzeit ein wenig in Dein Album gucken.“

Ich schlich gedemüthigt hinaus. Auf dem Küchentische standen die verschiedenen Gerichte: Suppe, Rücken, grüne Erbsen, Spargel, Salat, Pudding und Dessert — alles in der größten Unordnung — und daneben saß Serena und las.

„Serena!“

„Nun komme ich; das Essen ist fertig, ich bin auch schon beim letzten Kapitel.“

„Helfen Sie mir doch, das alles in Ordnung zu bringen.“

„Nur einen Augenblick, verehrteste Frau. Wo blieb Aurelia?“

Und sie vertiefte sich wieder in den Roman:

„Wird fremde Schuld auf dieses reine Herz fallen? Wird das Schicksal“

Mit einem wüthenden Griff entriß ich ihr das Buch und warf es aus dem Fenster.

„Ich habe auf ewig meine Aurelia verloren; die Schweine haben sie gewackt!“ rief Serena.

Und zu meinem Schrecken schwang sie sich ebenfalls aus dem niedrigen Fenster, befreite das kostbare Buch aus der Gewalt der grunzenden Ungeheuer und setzte sich ganz ruhig mitten in ein Blumenbeet hinein, ohne im geringsten von meiner Noth Notiz zu nehmen.

Bitternd vor Zorn, versuchte ich, das Essen allein anzurichten. Ich vergoß Suppe auf mein helles, seidenes Kleid, zerriß einen meiner Spizenärmel und fühlte mich schon der Verzweiflung nahe, als Serena eintrat.

„Gott sei Dank, Aurelia ist gerettet! Erlauben Sie, daß ich Ihnen helfe, verehrte Frau.“

Ich ging wieder zu meinen Gästen und gleich danach wurde das Essen aufgetragen.

Man fand alles vorzüglich, und ich erntete großes Lob.

Als die Fremden fortgegangen waren, erzählte ich meinem Manne die Ereignisse des Tages, die ihn im hohen Grade amüsirten. Darauf begab ich mich noch einmal in die Küche, um zu sehen, ob alles in Ordnung wäre.

Das Feuer war ausgegangen; auf dem Tische und auf dem Herde standen Schüsseln und Teller zum Aufwaschen bereit. Die Käse genoß in Ruhe die Reste des Mittags, die Hühner spazierten ungestört aus und ein, und von der Abendsonne umstrahlt saß auf einem Stuhl mitten in der Küche Serena, vertieft in die Geheimnisse eines neuen Romans.

(Nachdruck verboten.)

Das große Loos.

Humoreske von A. B. t.

Was hat das zu bedeuten? Was in aller Welt wohl hatte das zu bedeuten?

Die Blauaugen grüblerisch gesenkt, eine Denkerfalte über dem zierlichen Näschen, schritt Fräulein Grete Falsing im Morgensonnenschein dahin und sann dem seltsamen Traume nach, der ihren gesegneten Schummer durchgaukelt hatte. Natürlich glaubte Grete Falsing nicht etwa an Träume. Als seminaristisch gebildete junge Dame, die in der Vorbereitung zum Lehrerinnenexamen stand, war ihr erleuchteter Verstand über jede Art von Aberglauben völlig erhaben. Träume hatten nur ein rein pathologisches Interesse für sie. Darüber nachsinnen, in welcher Gehirnzelle sie wohl ihren Ursprung nehmen, durch welche Nervenzentren sie wohl dem Schlafenden zum Bewußtsein kommen, das war immerhin ein Problem, das auch ein so aufgeklärtes Köpfchen, wie das ihre, beschäftigen konnte.

Und es beschäftigte sie. Und sie wollte schon noch die Erklärung, die Lösung dafür finden. Nebuffe rathen war ja ihre Force. Sie wollte schon noch rauskriegen, was das sonderbare Bild zu bedeuten hatte.

Das — Bild — —

Der leicht über das Trottoir dahinschreitende Fuß stockte plötzlich, die Augen werden unnatürlich groß, starren auf die Hauswand, von der es ihr entgegenleuchtet — ein mächtiges Plakat — auf rothem Grunde ein grüner Lorbeerkranz — drinnen fettgedruckte Zahlen — und darunter in Riesensettern die Mahnung:

„Biete dem Glück die Hand! Erster Gewinn 500 000 Mark.“

500 000 Mark — das große Loos — Grete Falsing hat die Hände gefaltet, ist stehen geblieben vor dem Laden des Lotteriekollektors und schaut nur immer auf das Plakat — auf rothem Grund ein grüner Kranz — drinn Zahlen —

Ihr Traumbild —

Genau so hatte sie's gesehen — im grünen Kranz auf rothem Grund Zahlen — eine Nummer — 1828 — ein Schicksalswink: Biete dem Glück die Hand — das große Loos —

Fräulein Grete ist nicht abergläubisch, aber positiven Beweisen gegenüber verschließt ihre Erkenntniß sich nicht. Sie hält das Portemonnaie in der Hand — all ihr Erspartes ist darinnen — ein wenig noch zögert sie, überlegt — dann hebt sie kühn das Haupt und schreitet ein in den Laden des Kollektors.

Eine Minute später ist's geschehen — der Würfel ist gefallen, das Rad in's Rollen gebracht — ihr Glücksrad. In der Hand hält sie es — im kleinen, grünen Portemonnaie sorgfältig gefaltet ruht die Glückszahl — 1828 — ein Viertel Loos — ein Viertel vom großen Loos — 125 000 Mark.

O Gott — soviel Geld gab es auf der Welt — Und wenn einer das hätte, wenn das sein eigen war, dann — ja dann brauchte er nicht mehr allmorgentlich auf's Seminar zu laufen und bis in die Nacht über den furchtbaren Examensarbeiten sich zu plagen — dann brauchte er nicht draußen bei wildfremden Leuten, bei reichen, ungebildeten Prozen vielleicht Gouvernante zu werden und später, wenn's ihm glückte, Volksschullehrerin — da konnte er daheim der Mama in der Wirthschaft helfen, was viel schöner war und die arme Mama brauchte sich nicht mehr soviel zu plagen und der Papa sich den Kopf zerbrechen, wo wohl das Geld herkam, daß die drei Jungen was Ordentliches lernten. Und dann konnte man auch mal eine Reise machen, alle zusammen an die See oder in die Schweiz und dann — dann konnte Grete Falsing sich ja auch mal eines Tages verheiraten — natürlich nur mit einem, den sie liebte — ganz fürchtbar liebte —

Liebe — ach Du lieber Gott — — — lieben — wie's einen dabei durchschauert, wie er dabei dahinschreitet im Traum — in seeligen Glücksträumen —

Und wie sie dabei vor sich hinlächelt, so hinterhältig schelmisch, da sie vor sich die geöffnete Pforte des grauen Lehrerseminars erblickt — ja warte Du nur noch ein kleines Weilchen — dann wird eine mit blonden Zöpfchen und blauen Augen nicht mehr allmorgendlich hier schweren Kopfes und schweren Herzens die Stufen hinaufsteigen, dann wird sie auf goldenem Glücksrad durchs Dasein fliegen —

Nad — radeln — ja, das konnte man dann auch — und das alles — das ganze unmenschliche Glück — das hielt man da in der Hand —

Das — hielt — — hielt — man da — in — in der Hand — — Wo — ? in welcher — — ?

Nein doch, in der Tasche — eingesteckt in die Tasche — — Tasche — —

Kaum daß die aufgeregte zitternden Finger die Kleidertasche zu finden vermögen — dann fahren — wühlen sie darin hin und her und dann — —

Dann lehnt Grete Falsing am Thürpfosten des Seminars — blaß — gebrochen — vernichtet —

Verloren — das Portemonnaie — die Glücksnummer — das große Loos — 125,000 Mark — ihr Glück — verloren — verloren!

Acht hallende Schläge — die vernichtete Grete zuckt auf — die Schulglocke — ein verzweifelter Blick springt die Straße zurück — suchen — das verlorene Glück — ach, sie kann nicht einmal das, die Schulglocke — die furchtbare Mathematikstunde, die sie nicht schwänzen darf — jetzt weniger denn je — jetzt, wo alles, alles verloren ist, wo ihre ganze Zukunft nur noch auf der Hoffnung beruht, Volksschullehrerin zu werden.

Als ging's zum Schaffot, so steigt sie die Seminartreppe empor.

Am nächsten Morgen stürzt sie der Zeitungsfrau entgegen, entfaltet das Blatt, sucht — ja — da steht's — an bevorzugter Stelle, doppelt fett gedruckt —

Verloren grünes Lederportemonnaie mit Lotterielos und etwas Kleingeld — der ehrliche Finder wird inständig gebeten u. s. w.

Inständig — in — stän — dig — sie faltete die Hände vor Inständigkeit. Trotz aller Zeitverderbnis gab's ja doch noch ehrliche Menschen und warum sollte nicht diesmal ein ehrlicher — Gott Lob, es war Sonntag, sie konnte daheimbleiben, warten, aufpassen wenn es klingelte und dann hinauseilen, dem ehrlichen Finder zu öffnen. Und athemlos, rothglühend im Gesicht fliegt sie hinaus, so oft die Korridorlocke tönt, bis der Mama die seltsame Aufregung des Töchterchens auffällt und dieses den inquisitorischen Fragen gegenüber sein Unglück dem treuen Mutterherzen anvertraut.

Ein wenig Schelte giebt's ob des Aberglaubens, ob der leichtsinnigen Geldverschwendung und dann dem tiefbetäubten Gesichtchen gegenüber ein tröstendes: „Nun, sei nur ruhig, vielleicht meldet sich der Finder.“

Aber es ging stark auf Mittag und noch hatte er sich nicht gemeldet. Gretes Hände sind krampfhaft in einander gefaltet. Ach wenn doch nur — wenn doch nur —

Da — horch — es klingelt wieder — leise, schüchtern — ja diesmal — sie fühlt's, dies mal galt es ihr — irgend ein schlichter Mensch, der bescheiden kam mit seiner Ehrlichkeit — jawohl, nicht unter den Vornehmen, im Volke lag der wahre, tüchtige Kern — vielleicht so ein gutes, altes Weiblein — ach nein, um Gotteswillen! kein altes Weib, das brachte Unglück — lieber ein junger Mann —

Doch es war weder das eine noch das andere. Vom Grünkranteller die Kleine brachte irgend einen Küchenbedarf.

Nein, es kam niemand — Treue und Ehrlichkeit hatten die Welt verlassen.

Kaum daß sie gewohnheitsgemäß sich wieder erhob, als von neuem die Klingel tönte. Ein rascher, kräftiger Zug — der Papa. Ohne sonderliche Eile ging sie, zu öffnen.

Doch zurückprallend vermag sie kaum einen Schrei zu unterdrücken, denn draußen steht, höflich den Hut ziehend — ein junger Mann. Und diesmal ist's kein Zweifel — sein erstes, fragendes Wort spricht es aus — der ehrliche Finder.

„Bitte, bitte, kommen Sie doch herein.“

Lächelnd folgt er der also dringlichen Aufforderung in das Wohnzimmer, das ein paar Augenblicke später auch Frau Falsing betritt.

Er hat sich vorgestellt — Kammergerichtsreferendar Friß Wagner. Das grüne Lederportemonnaie aus der Tasche ziehend, muß er als rechtskundiger Jurist Fräulein Grete ersuchen, sich irgendwie als Eigenthümerin zu legitimiren.

Sie thut's in ausgiebigster Weise, indem sie ihm nicht allein die Nummer des Looses, sondern auch die geheimnißvolle Bewandniß anvertraut, die es mit demselben hatte.

„So schätze ich mich doppelt glücklich, Sie wieder in den Besitz Ihres kostbaren Gutes bringen zu dürfen,“ sagt er, das Portemonnaie ihr überreichend. Er lächelt dabei, ein wenig spottend, wie ihr dünkt, doch das ist ihr einerlei. Sie ist viel zu glücklich, um sich durch irgend etwas beirren zu lassen.

Auch war's ja nur ein ganz kleines, wohlwollendes Motiren gewesen, das um seine Schnurrbartspitzen gezuckt und wie er jetzt mit lebenswürdiger Munterkeit mit Frau Falsing plaudert, die eine kleine Unterhaltung begonnen, gehen seine Blicke unablässig zwischen ihr und dem Töchterchen hin und her. Mutter und Tochter ähneln sich sehr und Frau Falsing gefällt ihm ausnehmend. Er liebt solche hübschen Mütter, die sich bei aller fraulichen Würde noch ein Stück heiterer Jugendfrische bewahrt hatten. Nett, wenn eine Tochter solche Mutter hat, nach der sie arten kann.

„Nett,“ sagt auch Herr Obergeringieur Falsing, der heimgelehrt war, da der Referendar verabschiedend sich erhoben hatte und dann von diesem und seinem Töchterchen auch seinerseits in gedrängter Kürze Zweck und Ursache des Besuches erfahren hatte. „Ein netter, junger Mann.“

Grete sagte nichts. Aber ob sie ihn nett fand! Ob sie! Wieder und wieder, wenn sie in der nun folgenden Zeit in ihrem Stübchen über den Examenarbeiten saß, stieg das Bild des ehrlichen Finders vor ihrem Geiste auf und die Gedanken gingen ihr hin und her, womit sie ihm wohl auf eine so recht feine, sinnige Weise ihre Dankbarkeit bezeugen konnte, wenn erst ihre Glücksnummer heraus war. Denn daß dieselbe heraus kam, war über jeden Zweifel erhaben, jetzt mehr denn je. Verloren und wiedergefunden — nicht von einem alten Weibe, von einem jungen Manne — solch netten, jungen Manne — das war ja doppeltes, dreifaches Glück. Die Examenarbeiten schreiten in wenig fördernder Weise vorwärts — kein Wunder, wenn einer die Tage und Stunden zählt, die ihn von seinem Glück trennen.

Und endlich war der Tag der Ziehung gekommen. In Gretes Händen ist die amtliche Gewinnliste.

Sie sitzt in ihrem Stübchen. Die Zahlenreihen auf und ab suchen ihre Blicke — suchen — fliegen — rasen — wollen sehen, finden — und finden doch nirgends — nirgends. Vor ihren Augen wogt's wie ein rothes Meer, drinn schwimmt sie herum, gespensterhaft groß, wie eine Zahl, nach der sie sucht und sucht — die Glücksnummer — das große Loos — 1828 —

Zimmer wilder gehen die rothen Bogen, immer ungeheuerlicher wird die Glücksnummer — die einzelnen Zahlen lösen sich von einander — nehmen Gestalt an — langbeinige Teufel, die einen Bahnsianstanz beginnen und sie angrinsen in höllischer Schadenfreude —

Fräulein Grete ist aufgesprungen, stampft mit beiden Füßen den Boden, die Ziehungsliste, von ihren Fäusten zum Knäuel geballt, fliegt in eine Ecke —

Vom Glück genarrt! Ihre Nummer — ihr großes Loos — eine Niete!

Sie weint nicht. Aber eine große, gewaltige Wuth hält sie gepackt. Wuth gegen sich selber. Daß sie so dumm gewesen war! So furchtbar, über alle Begriffe so blödsinnig dumm! So kurz-sichtig flach sich ihren Traum zu deuten. Das geheimnißvolle Bild, die prophetische Zahl — eine Lotterienummer — pah! natürlich hatte das etwas anderes, ganz etwas anderes bedeutet. Denn daß eine Bedeutung dahinter lag, blieb felsenfest bestehen, jetzt mehr denn je. Welcher Art indessen dieselbe war —?

Den Zeigefinger an die Nasenwurzel gedrückt, über der die Denkerfalte sich eingegraben, stand Grete Falsing und grübelte und dachte. Und wie sie so ganz versunken war in grüblerisches Sinnen, klopfte es an die Thür, die geöffnet wurde und ihr entgegen streckte das Dienstmädchen ein seidenpapierumhülltes Boukett.

„Das ist für Sie gebracht worden, Fräulein.“

„Ach Gott,“ sagte diese nur. Es war ihr erstes Boukett das sie empfing.

Dann, während das Mädchen schlau lächelnd wieder verschwand, streifte sie ordentlich scheu die Papierhülle zurück. Herrliche, rothe Rosen leuchteten ihr entgegen, in der Mitte ein grüner Tuff — ein Myrtensträußchen und dazwischen hervor schimmerte es weiß — eine Karte mit feingestochenem Namen — Dr. Fritz Wagner — und auf der anderen Seite etwas Geschriebenes, das sie las und las und nochmal las —

Nr. 1828.

„War auch Dein heut'ges eine Niete,
Zieh dies Dir drum nicht zu Gemüthe.
Schau an die Myrte und die Rose —
Sie sind die wahren, großen Loose.“

„Ach Gott —“ sagte Grete Falsing wieder — „ach lieber Gott.“

Dann saß sie ganz, ganz still da und ihre Wangen glühten wie die Rosen, um die sie fest die Hände gefaltet hielt. Und wie sie so immer auf die rothe Pracht schaute und auf das glänzende Grüne mitten drinnen, da vollzog sich's wie ein Wunder. Die grünen Zweiglein mit den spitzartigen Blättern hoben sich heraus, bogen, rundeten sich zum Kranze — zum grünen Kranz, der auf rosenrothem Grunde lag.

Und Grete Falsing erzitterte. So, wie wohl einer erzittern kann, wenn er Geisterstimmen hört, oder in der Zukunft Spiegel schaut.

Ihr Traumbild — auf rothem Grund der grüne Kranz — kein Lorbeerkrantz — ein Myrtenkrantz — der Kranz der Bräute. Und die prophetische Zahl —?

Voll felsenfester Zuberficht ruhten Gretes Augen auf dem Strauß in ihrer Hand. Auch dafür wird die Zeit die Lösung bringen.

Und die Lösung kam. Als um ein Vierteljahr später der neugebackene Assessor Fritz Wagner bei der Verlobungsfeier sich zu dem schönen Alter von 28 Jahren bekannte, fiel ihm mit einem Jubelschrei sein Bräutchen um den Hals.

„Ich 18, Du 28 — das ist's ja — 1828 — meine Traummer- nummer — das große Loos —“

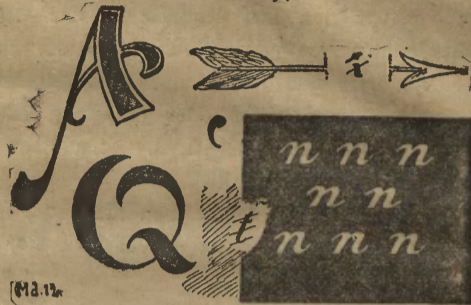
„Das große Loos — Grete, Grete“ — mit tiefsinniger Bedenklichkeit wiegt der Assessor den Kopf hin und her — „wenn's nur am Ende nicht wieder eine Niete wird.“

„Du!“ Mit beiden kleinen, berben Fäusten zauft sie ihn an den Ohren. „Für mich mag's ja vielleicht eine bedeuten — Du aber zogst auf alle Fälle das große Loos.“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Charade.

Das Erste ist von ird'cher Art,
Drum muß es einst zerfallen.
Das Zweit und Dritte offenbart
Das Recht in ernstern Hallen.
Das Ganze wird gar sehr begehrt
Und mit Behagen wird's verzehrt.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, mauert gern und paßt deshalb auf folgende Karte:

bB, aD; bA, 10, 8, 7; K, D, 7.



H hat den ältesten Jungen, aber von Zählkarten nur eine Zehn, und drei Könige in der Hand und paßt deshalb auch. V könnte zwar Handspiel machen, aber er hätte nur 5 Trümpe und müßte auf die Neben-karte mindestens drei Stiche abgeben; deshalb paßt er auch und es wird Ramsch gespielt. M braucht keinen Stich zu nehmen. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Rast ich, so rost ich.

Auflösung des Rechenexempels.

Sie hatte 46 Eier verkauft. Da sie vom letzten Vorrath $\frac{7}{8}$ verkaufte, blieb also $\frac{1}{8}$ des Vorraths übrig, das aber waren 2 Eier, folglich hatte sie 14 Eier verkauft und der letzte Vorrath waren 16 Stück gewesen. Dies stellte die Hälfte der vorhergehenden Anzahl dar, sie hatte also, ehe der zweite Käufer kam, 32 g. hat. Dies waren zwei Drittel der ursprünglichen Anzahl, denn ein Drittel hatte sie an den ersten Käufer gegeben. Sie hatte also zu Anfang 48 Eier, davon 46 verkauft und 2 wieder nach Haus gebracht.

Auflösung des Kapselräthfels.

Ein reines Herz ist ein köstlicher Schatz.

Auflösung des Logogriphs.

Gase, Gast.

Auflösung der Gleichung.

a. Dec(ter), b. Em(il), c. Ver(lin). — x. December.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von P. Bobrow.)

W. Kc3, Dc1, La4, Se4, Ba2, e7, h5.
Schw. Kd5, Ta8, Lf8, Sa7, b1, Bb4, c4, e5, g7,
1. Dc1-f1; Kc6; — 2. Df5 +. —
1., Sb5; 2. Dc4: +. —

Richtige Lösungen gingen ein von: E. K. Nier, Bruno Meiß, Kurt Bouvier, Robert Scheur, Richard Misch, Frieda Nau, Bromberg, Olga Dobrindt, Karl Haase, Schleusenau, Rudolf Richtenstein, Luise Burow, Anna Neclaff, Else und Hans Alett, Franz Grosse, Robert Schuur, Otto Grosse, F. Bock, Hildegard Schröder, Martha Schulz, R. Richtenstein, Georg Baesler, Paul Schmidt, Mag. Baermann, Stanislaus Mustelwicz, Bromberg.